

Nr. 220. Bromberg, den 27. September. 1934



(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Grit von Lingen beugte sich zu der Freundin.

„Lilli, der Fürst hat sich in dich verliebt", flüsterte sie.

„Welch ein Scherz, Grit!"

„Tödlicher Ernst, meine Liebe! Er hat es mir selbst gesagt."

„Das ist mir sehr peinlich, Grit. Der Fürst hat dir den Hof gemacht und — —"

„Närrchen, ich habe dir doch gesagt, daß er mir gleichgültig ist. Ich habe ein wenig mit ihm geflirtet, das ist alles. Gefällt dir Seine Durchlaucht?"

„Ich bin entzückt von ihm!"

„Dann gib einmal deine rechte Hand her."

Verwundert gehorchte Lilli Evers. Rasch streifte Fräulein von Lingen den Ring mit dem Brillanten, das angebliche Geschenk des Fürsten, auf Lillis Finger.

„Grit, was tust du da?" rief Lilli ehrlich erschrocken.

„Ich bringe das Geschenk des Fürsten an seinen richtigen Platz!"

Damit zog Fräulein von Lingen ihre Hand zurück und Lilli, in den Anblick des funkelnden Steines versunken, bemerkte nicht, daß eine weiße Tablette in ihr Glas fiel.

In diesem Augenblick erhob sich Varescu. Er wechselte einen raschen Blick mit Grit von Lingen und starrte dann auf Lillis ausgestreckte Hand.

„Durchlaucht — ich — das heißt, Fräulein von Lingen — ich weiß nicht — —"

Lilli war ehrlich verlegen, doch Varescu ergriff die Hand des Mädchens und küßte sie.

„Aber ich weiß, daß Fräulein von Lingen die verständnisvollste Frau der Welt ist", flüsterte er überschwenglich. „Wollen Sie den Ring behalten zum Zeichen, daß Sie mir gnädig gesinnt sind? Wollen wir auf unsere Freundschaft trinken und auf meine Ergebenheit?"

„Auf unsere Freundschaft", sagte sie. „Brr — schmeckte das bitter!"

„Unsere Freundschaft aber wird süß sein", begann Varescu, da traf ihn ein warnender Stoß Grits gegen das Schienbein.

Der unangenehme Mensch im roten Domino war wieder aufgetaucht und nahm seinen alten Platz ein.

Varescu wechselte rasch das Thema.

„Ja, wir sprachen vorhin von der Schweiz", legte er los. „Ein wundervolles Land! Ich liebe die Berge, aber noch mehr die See. Meine Yacht liegt jetzt an der Adria. Ich will eine Mittelmeerfahrt unternehmen und habe einige Freunde eingeladen. Wir werden an der herrlichen Küste Dalmatiens entlang fahren. Griechenland und Ägypten besuchen. Sie würden von Ägypten entzückt sein, meine Gnädige. Geben Sie Ihre Schweizer Pläne auf und schließen Sie sich uns an. Haben Sie Lust?"

„Große Lust, Durchlaucht", sagte Lilli mit schwerer Zunge.

„Wir werden eine sehr heitere Gesellschaft sein", fuhr Varescu geläufig fort. „Etwa ein Dutzend Personen, Herren und Damen. Allerbeste Gesellschaft, der Marchese Conti und seine Gattin, dann mein Schulfreund, Lord Blackwater. Ich bin nämlich in England erzogen worden — —"

„Kommt Grit auch — mit?"

Lilli lallte, kicherte und machte fahrige Bewegungen.

„Selbstverständlich. Sie hat es mir fest zugesagt", versicherte Varescu bestimmt.

Lilli schwankte jetzt auf ihrem Barstuhl hin und her und lachte laut und unmotiviert.

„Dann nehme — ich — an —"

„Wir werden unsere Reisepläne morgen besprechen, Durchlaucht", entschied Grit. „Meine Freundin ist müde. Sie ist auch etwas empfindlich gegen Bargetränke, die sie gar nicht nehmen sollte. Es ist am besten, wir gehen jetzt."

„Wie Sie befehlen, Gnädige", sagte Seine Durchlaucht korrekt.

Die drei Masken entfernten sich, in der Mitte die Russin, die mit schleppenden Schritten ging und fortwährend kicherte.

Peter Schott sah ihnen prüfend nach.

Der Mann im weißen Anzug war ihm ausgesprochen unangenehm. Er konnte Männer, die Süßholz raspelten, nicht ausstehen. Die Dame im russischen Kostüm kam ihm in Haltung und Bewegungen bekannt vor. Sie trug auffallend schönen Schmuck, offenbar alles echte Sachen. Und einen tüchtigen Schwips hatte sie weg!

„Die Mädels sollten wirklich nicht so viele Cocktails trinken", bemerkte Schott zu dem Barkellner.

„Meinen Sie die Dame im russischen Kostüm?"

„Ja."

„Die hat bloß eine Orange-Milk genommen, Herr!"

„Donnerwetter, Mixer, davon wird doch nicht mal 'n Stint bekneipt!"

„Ich wunderte mich auch, daß sie das Wackeln bekam."

Der Mixer wandte sich einem anderen Gast zu und Schott kritzelte wieder in sein Notizbuch; Eindrücke vom Ball, die er für seine Zeitung verwenden wollte. Plötzlich steckte er das Buch in die Tasche und sprang von seinem Sitz auf.

Ein unbestimmter Verdacht bohrte sich in sein Hirn.

Es war doch sonderbar, daß die Russin von einer harmlosen Orange-Milk bekneipt war. Der Kerl in dem weißen Kostüm mit seinen süßlichen Schmeichelreden und den Allüren eines Verführers war auch verdächtig. Dazu der schnelle Aufbruch der drei. Er wollte mal nachsehen — —

Aber Schott suchte vergeblich nach dem Trio. Es war spurlos verschwunden und der Journalist schalt sich schließlich einen Narren.

„Quatsch! Ich benehme mich wie der kleine Sherlock Holmes in der Westentasche und pfusche Kommissar Frettchen ins Handwerk. Ist wahrscheinlich eine ganz harmlose Gesellschaft. Wer weiß, was das Mädel vorher alles zusammengetankt hat."

Worauf Schott sich ins Tanzgewühl zurückbegab.

Ein Fanfarenstoß empfing ihn.

Demaskierung.

Na, das hatte er ja schon vorher besorgt, aber dicht neben ihm nahmen jetzt ein brauner Mönch und ein Herr im schwarzen Domino die Masken ab.

Schott stieß einen Überraschungstriller aus.

„Sieh da, Herr von Traß! Guten Abend, Herr Steffen!"

Die drei Herren schüttelten sich die Hände.

„Sie kennen meinen Freund Traß bereits?"

„Tante Jettchen hat bei einem Glase des obligaten Danziger Goldwassers die Bekanntschaft vermittelt", lachte der Journalist.

„Und Herr Schott hat mir eine Eintrittskarte für den Ball gegeben", flocht Traß ein. „Sind Sie schon lange hier?"

„Seit zwei Stunden schon tue ich meine Pflicht als Ballgast und Zeitungsmensch."

„Haben Sie einen blauen Pagen gesehen?" forschte Klaus Steffen.

„Als ich kam, rannte mich eine derartig kostümierte Dame in der Garderobe fast über den Haufen. Mein rechtes Schienbein denkt noch mit Schaudern an den Zusammenstoß. Sie entwetzte mit der Schnelligkeit eines Zechprellers."

„Das war der falsche Page!" lachte Traß. „Eine zweite solche Maske haben Sie nicht entdeckt?"

„Nee. Weshalb fragen Sie?"

„Meine Braut ist nämlich in einem blauen Pagenkostüm auf den Ball gegangen", erklärte Steffen. „Ich war durch eine geschäftliche Besprechung verhindert, sie zu begleiten. Traß und ich suchen sie vergeblich."

„Dann werde ich suchen helfen", entschied Schott. „Zu dritt werden wir Fräulein Evers schon finden, und das wird nach der Demaskierung leichter sein. Verteilen wir uns! Wer den Pagen hat, schleppt ihn an die Bar. Rendezvous dort in einer halben Stunde."

Es verging aber eine volle Stunde, ehe die drei wieder zusammentrafen mit negativem Ergebnis. Lilli Evers war nicht gefunden worden. Klaus Steffen war niedergeschlagen.

„Ich verstehe das nicht", sagte er. „Ich hatte für Lilli und mich die Loge Nummer elf bestellt und dort hat sich, nach Aussage des Kellners, ein zweiter blauer Page nicht blicken lassen."

„Könnte deine Braut nicht Bekannte getroffen haben, Klaus?" fragte Traß.

„Das ist bestimmt anzunehmen. Mit ihrer Freundin, Fräulein von Lingen, hatte sie sich jedenfalls verabredet, aber ich weiß deren Logennummer nicht."

„Macht nichts", meinte Schott. „Wir inspizieren eben alle Logen, in einer sitzt vermutlich Fräulein Evers vergnügt mit dieser Freundin zusammen. Wir können auch mal die Rummelplätze absuchen. Auf in den Kampf!"

Diesmal zogen die drei vereint los, aber weder in den Logen, noch auf dem Parkett oder Karussell und Rutschbahn war Steffens Braut zu finden. Auch von Grit von Lingen zeigte sich keine Spur.

„Die Damen haben den Ball sicher schon verlassen", meinte Traß.

„Da kennst du Lilli schlecht. Wenn sie tanzen kann, bleibt sie bestimmt bis zum Morgengrauen", sagte Steffen. „Aber ich werde mal bei ihr zu Hause anrufen."

Der Architekt ging zu den Telephonzellen, kam aber nach einiger Zeit mit der Nachricht wieder, daß sich in Lillis Wohnung niemand melde.

„Natürlich nicht", lachte Schott. „Wer geht denn auch von einem Maskenball direkt nach Hause? Wahrscheinlich sind die Damen mit anderen Bekannten noch in eine Tanzbar gewandert, und da dies nun doch ein angebrochener Vormittag ist, können wir ja die umliegenden Lokalitäten mal inspizieren."

Der Vorschlag wurde angenommen, aber auch diese Suche verlief ergebnislos.

„Ich muß in die Redaktion", verabschiedete sich der Journalist nach der Inspektionsstunde. „Habe noch einen Artikel zu schreiben."

„Und ich gehe nach Hause", erklärte Steffen.

Aber davon wollte Traß nichts hören.

„Sei kein Frosch, Klaus! Wir gehen noch irgendwohin und schwatzen ein bißchen. Ich muß etwas essen, denn ich habe Hunger wie ein Wolf."

„Wenn ich nur wüßte, wo Lilli steckt", stöhnt Steffen.

„Wahrscheinlich irgendwo, wo es nett ist und sie das Tanzbein schwingen kann. Verbockt, wie sie auf dich ist, hat sie sich natürlich beizeiten davongemacht, damit sie dir nicht auf dem Ball in die Arme läuft. Wetten, daß sie sich in irgend einem Nachtlokal königlich amüsiert? Morgen kannst du ihr mit Erfolg den Othello vormimen und ihr die Leviten lesen. Was ist denn das hier für ein Laden?"

Traß blieb vor einem Kellerlokal stehen, dessen Eingang von einer roten Laterne mehr düster wie verführerisch überstrahlt wurde.

„Sieht ja toll aus", murmelte er.

Steffen lachte.

„Das ist ein ganz harmloses Lokal, Herrmann. Eisbein mit Sauerkohl ist seine Spezialität. Dazu Bier vom Faß."

„Nach Eisbein mit Sauerkohl habe ich drei Jahre Sehnsucht gehabt, mein Junge. Rin ins Vergnügen!"

*

Die in das Glas geworfene Tablette hatte Lilli Evers in einen angenehmen Rauschzustand versetzt.

Sie lachte und schwatzte unaufhörlich, wenn auch mit schwerer Zunge. Ihre Glieder gehorchten ihr nicht recht, aber das kam ihr ganz natürlich, sogar amüsant vor. Sie fühlte sich äußerst unternehmungslustig.

„Fahren wir an die Adria", plapperte sie. „Eine Mittelmeerreise machen — sofort — abfahren. Ägypten, sehr interessant. Wie, Grit?"

„Jawohl", sagte Fräulein von Lingen und fühlte nach dem Puls des Mädchens. „Einsteigen, Lilli. Rasch, wir fahren zum Schiff."

Damit schob sie das Mädchen in ein großes, dunkles Auto, eine Innensteuerlimousine. Varescu saß bereits am Volant.

„Wie steht's mit dem Mädel?" fragte er leise.

„In einer halben Stunde wird sie müde sein."

Varescu blickte auf die Uhr.

„Ausgezeichnet. Es ist genau elf. Um zwölf Uhr fünfundvierzig geht der Zug. Sie ist dann reif für den Schlafwagen."

Grit von Lingen sah Varescu verblüfft an.

„Wir fahren nicht in deine Wohnung?"

„Nein. Ist nicht sicher genug. Die Polizei hat dort geschnüffelt. Die Leute glaubten es sehr schlau zu machen, aber ich kenne doch meine Pappenheimer. Wir müssen noch heute weg. Die Fahrkarten habe ich schon."

„Aber davon hast du mir ja nichts gesagt, als du am Abend bei mir warst!"

„Wozu? Ich wollte dich nicht beunruhigen. Paul hat seine Instruktionen. Es wird auch so alles klappen."

„Wir sind in Maskenkleidern, Gregor. Das wird im Zug auffallen."

„Ich sagte dir doch, daß Paul alles vorbereitet hat. Nimm jetzt dem Mädel die Sachen ab."

Grit verstand.

Sie nahm Lilli alle Juwelen ab, die sich das widerstandslos gefallen ließ, und schob den Schmuck in Varescus Taschen. Dann zog sie ihr die Seidenschuhe aus und entfernte den auffälligen Kopfputz des Maskenkostüms.

Inzwischen glitt das Auto weiter. Es fuhr durch den dunklen Tiergarten. Dann folgten die Straßen einer schlecht erleuchteten Stadtgegend, und schließlich hielt es auf einem finsteren Platz in der Nähe von Bahngeleisen.

Gleichzeitig kam von der anderen Richtung her ein zweites Auto. Es war ein kleines Kabriolett, das neben die große Limousine glitt. Ein Mann sprang vom Führersitz, öffnete die Tür und hob zwei Handkoffer heraus. Dann grüßte er, indem er den Zeigefinger an die Mütze legte.

Varescu knipste eine Taschenlaterne an und leuchtete dem Ankömmling ins Gesicht. Es war Paule, Annies famoser Monteur und Bräutigam. Paul lüftete jetzt die Mütze und wischte sich den Schweiß ab. Varescu runzelte die Stirn.

„Hat es Zwischenfälle gegeben, Paul?" fragte er besorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Herbst.

Skizze von Paulrichard Hensel.

„So früh schon auf?" Strehlen sprang schnell die Stufen zu der Veranda hinauf und reichte dem jungen Gast die Hand.

„Langschläferin mußt du zu mir sagen", lächelte Ilse Randow; „du kommst schon von der Jagd, und ich habe noch nicht einmal gefrühstückt!"

„Ich auch nicht. Soll Mutter für uns beide decken?"

„Natürlich, Hans!"

Er hängte die Jagdflinte an die Stuhllehne und setzte sich zu dem Mädchen an den efeuüberdachten Tisch, von dem aus man einen schönen Blick auf das in eine Talsenkung gebettete Städtchen hatte.

„Du solltst doch auch lange schlafen, Ilse!"

„Ach, Hans, es lohnt sich nicht, daß du dir so viel Mühe gibst . . ."

Er sah sie an. Sie sprach doch nur aus Gewohnheit so. Ilse war anders geworden, er fühlte es. Sie hatte nicht umsonst ein paar Monate hier gelebt.

Die innige Freundschaft ihrer Mütter führten Ilse Randow und Strehlen schon in frühen Jahren zusammen. Sie besuchten sich häufig und standen sich nahe wie Verwandte. Daß dann Strehlen, durch seine medizinischen Studien von anderer Geselligkeit abgeschnitten, viel mehr als verwandtschaftliche Zuneigung für das hübsche und temperamentvolle Mädchen gewann, mußte vorausgesehen werden. Aber Liebe sieht viel anders als Kameradschaft, und ein Altersunterschied von zwölf Jahren bringt so viele Widersprüche, Unterschiede und so verschiedenartiges Wollen, daß er nicht überbrückt werden kann. Das sahen sie auch ein, es war alles längst vorbei — dieses Vorbei bedeutete allerdings auch eine Trennung.

Strehlen hatte sich in einer kleinen Stadt in schöner Umgebung eine ärztliche Praxis begründet und lebte weiter mit seiner Mutter zusammen. Er befaßte sich mit eifrigen Forschungen auf seinem Berufsgebiet, ohne darum ein Einsiedler geworden zu sein; im Gegenteil, man schätzte seine Gesellschaft und war gern bei ihm zu Gast. Und dann, nach Jahren, kam Ilse Randow . . .

Es muß etwas Arges gewesen sein, eine schwere Enttäuschung, etwas, was sie haltlos gemacht hatte. Sie war zusammengebrochen und die Mutter wußte sich anfangs keinen Rat. Schließlich schrieb sie der alten Freundin: „Vielleicht lebt die Ilse bei euch etwas auf. Ihr wart doch immer gut zu ihr . . ." Strehlen erschrak, als sie kam. Skeptisch, müde, interesselos, mit einem Hang, über alles schlecht zu denken — das war von dem Mädchen übrig geblieben, das so oft den gefeierten und begehrten Mittelpunkt heiterer und bedeutender Gesellschaft bildete. Da machte es sich der Arzt zur Aufgabe, aus Ilse wieder einen Menschen zu machen, der lachen kann und bewußt und froh ins Leben sieht. Ilse zählte dreiundzwanzig Jahre. Wenn der Sommer vorbei war, sollte sie in das Leben zurückfinden, das sie bisher froh gemacht hatte.

Der Arzt und Psychologe fand eine dankbare Aufgabe. Die Briefe, die Strehlen an Ilses Mutter schrieb, waren zuversichtlich. Und er merkte dabei gar nicht, daß er als Mensch sich umso mehr von ihr entfernte, je mehr er sich als Arzt über ihr wachsendes Lebensverlangen freute.

Als Strehlens Mutter den Frühstückstisch abräumte, sah der Arzt zum Himmel: „Es gibt einen frühen Herbst. Die Vögel ziehen schon fort."

„Das ist doch nur ein Wort", sagte Ilse. „Sommer oder Winter — es kann alles ganz schön sein, und es kommt doch immer wieder etwas Neues."

„Das Neue kennt man nicht. Die Natur hat es besser. Sie deckt das Alte im Winter zu, damit es nicht erfriert, sondern neu aufblühen kann. Das ist doch mehr, als immer wieder einen Schlußstrich hinter eine erlebte Zeit zu ziehen."

„Und wenn die Blätter, die uns erst erfreut haben, abgefallen sind, tritt man auf sie."

„Streitet euch doch nicht!" warf gutmütig die Mutter ein. „Warum werden denn die Bäume im Herbst so schön bunt? Damit der Sommer nicht mit trüben Gedanken ausklingt. Das hilft wohl am meisten über Herbst und Winter hinweg . . ."

Sie ging und ließ die beiden allein. Die heimliche Bitterkeit in Ilses letzten Worten hatte den Arzt betroffen. „Du mußt alles vergessen", sagte er, „dann wird alles gut —"

„Alles?" fragte sie leise zurück . . .

Und mit einem Male war es anders geworden. Sie gingen sich in den letzten Tagen fast aus dem Wege. Jetzt, als Strehlen fühlte, daß sich das Mädchen wieder auf die Stadt freute, als täglich die ankommenden Briefe ahnen ließen, wie Ilses Welt wieder nach ihr griff, jetzt, da seine Mühe sich gelohnt hatte, spürte er mit einem Male, wie schwer es sein würde, wenn sie nicht mehr da war, und wie schmerzlich, an sie zu denken. Aber davon durfte er nicht sprechen, um das alles nicht noch schwerer zu machen. Und das Mädchen überfiel oft der Gedanke: Warum sind wir uns so fremd? Es ist doch sinnlos und dumm, daß wir uns nicht ein paar liebe Worte sagen. Wer weiß denn, was jetzt kommt?

Am Tage ihrer Abreise erschien Ilse in einem beinahe festlichen Kleide, frisch und verjüngt.

„So sehr freust du dich auf das Fortfahren, daß du dich so schön machst?" fragte Strehlen.

Sie trat dicht vor ihn hin. „Hast du vergessen, was deine Mutter sagte? Die Bäume schmücken sich im Herbst, damit man noch einmal daran denkt, wie schön und bunt alles war, und damit man sich darauf freut, daß einmal . . ."

Sie hielt plötzlich inne, so überrascht sah der Arzt sie an.

„Ilse", sagte er, „nun weiß ich, daß du ganz gesund bist, weil du dein Herz wieder gefunden hast."

Sie schüttelte leise den Kopf. „Nein, du — ich habe es schon wieder verloren . . ."

Als die Mutter eine Weile später ins Zimmer trat, sah sie die beiden eng umschlungen im Licht der Herbstsonne stehen.

Eine Minute Mozart.

Skizze von Fritz Gaupp.

Ein grauer Pfeil schießt schnurgerade von der sonnigen Gasse in den Raum. Mit gekrümmtem Rücken und leise schlagendem Schwanz steht die Katze einen Augenblick lang zwischen den Tischen der dunklen Trattoria, schleicht mit gerecktem Kopf unhörbar weiter am Schanktisch vorbei, schaut aus grünen Augen plötzlich nach oben, ist mit einem Sprung auf dem Stuhl. Auf dem andern Stuhl sitzt ein Mann, er sieht die Katze spöttisch an, bewegt die Lippen, als wollte er etwas sagen, — er schweigt. Aber die Katze hat Zeit, irgendetwas von dem Stück Käse oder dem Ölkuchen, an denen der Mann kaut, wird vielleicht doch für sie abfallen. Vorausgesetzt, daß man sie so lange hier auf dem Stuhl sitzen läßt. Ada kommt mit der Flasche dunkelrotem Barbera, gießt dem Gast vorsichtig das Glas voll bis zum Rand, sagt ein paar freundliche Worte zu ihm. Die Katze beobachtet von der Seite die Frau, macht einen runden schnurrenden Buckel und drängt sich nach ihr hin. Ada streichelt auch wirklich in Gedanken der Katze zweimal über den Kopf, aber dann haut sie ihr derb auf die Nase. Verliebtheit in Tiere kennt man in Italien noch nicht; es ist wichtiger, daß es den Kindern gut geht. Aber von der Katze kann man solche sozialen Gedankengänge naturgemäß nicht erwarten, die Augen des Tieres schließen sich zu schmalen bösen Schlitzen, es wagt kaum, die Feindin von der Seite zu mustern, dann ist sie mit einem Sprung wieder draußen auf dem Pflaster, schüttelt sich kurz, dehnt sich, streicht um den Türpfosten und ist verschwunden.

Ada hat sich auf den freien Stuhl gesetzt, weder vorsichtig langsam noch mit dem erleichterten Seufzer, wie es sonst werdende Mütter tun. Sie trägt auch jetzt noch den schweren Körper auf hohen schmalen Beinen mit selbstverständlicher weicher Schnelligkeit. Vor ein paar Monaten hat sie sich wahrscheinlich noch so schmiegsam und flüchtig bewegt wie die Katze. Jetzt hält sie die Hände ruhig unter dem Leib gefaltet, lächelt kurz den Gast an, dann sieht sie an ihm vorbei auf ihren Mann, der hinter dem Schanktisch die Kaffeemaschine bedient. Hier ist gut sein, hier sitzt im Arbeitskittel eine junge glückliche Madonnina — wir wollen noch ein Glas trinken!

Ada hat einen großen, sinnlich blühenden Mund und dunkle mandelförmige Augen. Über diesem jungen, vollen Gesicht hängt in die niedrige Stirn eine schwarze Locke, aus wenigen Haaren kunstvoll zu einem Fragezeichen gedreht. Sie ist trotz dieses etwas aufdringlichen Ornaments das schönste Mädchen im Ort, und wenn man nur diese runde Linie von den Augen zu den Wangen und den lächelnden Mundwinkeln sieht, kann man vergessen, daß sie ihr erstes Kind trägt. Ihr Gesicht weiß noch nichts davon.

Drei junge Burschen kommen lärmend herein, einer trägt eine Gitarre, sie setzen sich sofort in eine Ecke, schwatzen laut und aufgeregt und stimmen das Instrument. Ada ist schnell aufgestanden, sie tritt zu ihnen, dann zum Schanktisch, kommt mit einer Flasche zurück. Keiner macht eine unfeine Bemerkung oder wagt auch nur einen schiefen Blick auf die Frau. Alles ist in diesem Lande deutlicher und natürlicher, weil es ohne Scham an der Oberfläche liegt, und die große Selbstverständlichkeit ist zugleich der Boden für stärkere Explosionen und raschere Versöhnung. Ada gießt ein, auf ein Millimeter genau bis zum Rand der Gläser, lächelt den Burschen zu und setzt sich wieder.

Hinter den Burschen ist, magisch gezogen, wieder die Katze in die Trattoria gekommen. Sie ist diesmal vorsichtiger, huscht sofort unter einen Stuhl und von da weiter zum Tisch der Musikanten. Hier legt sie sich wieder auf die Lauer und beobachtet, was sich vorn neben dem Schanktisch abspielt. Dort steht jetzt ein sonderbarer Schlemihl, den niemand hat kommen sehen, lang, mager, mit einem törichten Grinsen auf den schlecht rasierten Lippen, ohne Kragen am schmutzigen Hemd, das einmal weiß gefältelt war, und einen Hut auf dem Kopf. Das ist eine Seltenheit hier am Ort, wo man meistens bunte Schifferleibchen und auf dem Kopf höchstens eine alte Mütze trägt. Der Schnorrer schielt nach der Gitarre, sie ist anscheinend das einzige, was ihn hier interessiert; er grinst blöde. Ada beachtet ihn nicht. Sie sieht einfach über ihn hinweg. Er steht wie ein altes vergessenes Stück Hausrat verloren im Raum herum.

Hinter dem Schanktisch tritt Adas Mann hervor und weist mit einer deutlichen Handbewegung den Schlemihl heraus. Was er dabei sagt, ist nicht mehr als der kurze Zuruf, mit dem Ada vorhin die Katze wegjagte. Adas Mann hat ein kluges junges Gesicht und magere, sonderbar weiße Arme. Vielleicht ist er krank, aber auf jeden Fall gehört ihm die Kneipe mit allen bunten Flaschen, der blitzenden Maschine und der schönen jungen mütterlichen Frau. Er kann von diesem Tisch wegschicken, wen er will. Der Schnorrer verschwindet, keiner verliert ein Wort darüber, nur die Katze zuckt nervös zusammen. Das Nickelungetüm faucht heißen Dampf hinter ihm her.

Aber eine Minute später betritt der alte Schuster das Lokal, und in seinem Fahrwasser segelt wieder der Mann mit dem Hut. Er hat sich so dicht an den Meister gehängt, daß man ihn nicht gut wegweisen kann. Der Schuster scheint auch gut zu sein für ein Glas Wein, denn mit einem beinahe überlegenen Grinsen setzt sich der Schlemihl zu ihm an den Tisch. Stillschweigend, ohne zu fragen, gießt ihm Ada ein Glas ein. Das alles geschieht lautlos, es ist ein heimliches Spiel, das anscheinend jeden Tag gespielt wird. Die Katze beobachtet dieses Spiel. Immerfort gehen ihre Augen hin und her. Der Schnorrer schielt nach der Gitarre.

Aber er kommt diesmal nicht auf seine Rechnung. Die Burschen haben das Instrument gestimmt und ihre Gläser geleert, nun erheben sie sich ebenso laut, wie sie gekommen sind, und gehen. Wer weiß, wen sie mit ihrem Gesang beglücken wollen. Ada sieht ihnen unter der Tür nach, wie sie nach dem Hafen zu verschwinden. Es ist wieder ganz still in der Trattoria, die Katze wartet und putzt sich das Fell. Da steht vorsichtig der Schlemihl mit dem Hut auf und schlängelt sich leise, wie zufällig nach dem großen Lautsprecher in der Ecke. Kommt er etwa hierher, um teuren Wein zu trinken? Sein Musikhunger muß gestillt werden. Er dreht mit genüßlich verzogenen Lippen an den verschiedenen Rädern, es pfeift und kracht ein paar Sekunden lang und auf einmal ist Mozart da, die ganze tänzerische Leichtigkeit eines Klavierkonzerts mit hellen Läufen und einem heiteren knicksenden, puderstäubenden Thema. Der Gratis-Genießer geht an seinen Tisch zurück, gibt unterwegs der Katze einen Tritt und lächelt Ada persönlich an. Dann stellt er sich wieder hinter den Schuster, der inzwischen mit einem andern Gast ein Kartenspiel begonnen hat. Stillschweigend mischen sie, die alten fettigen Karten klatschen auf den Tisch, selbstverständlich kiebitzt der Schnorrer und kommentiert aufmerksam jede geworfene Karte. Ada setzt sich wieder für einen Augenblick neben ihren Mann hinter den Schanktisch, beide schauen friedlich um sich wie in einem Privattheater, das ihnen hier vorgeführt wird. Sie haben hier gewissermaßen ihre festen Plätze, zwischen ihnen und der Bühne stehen Flaschen und die blitzende fauchende Maschine. Und die Katze hat richtig unter dem Stuhl des Schusters ein paar Salamischalen gefunden, nun vollführt sie das ganze appetitliche Schauspiel einer Katzenmahlzeit, frißt und leckt sich und streicht sich den Schnurrbart, während der Schnorrer über eine glückliche Trumpfkarte befriedigt durch die Zähne pfeift und Mozart in der Ecke für sich allein weitermusiziert, weit fort, in einer verträumten Einsamkeit.

Der Schnorrer ist doch der Feinfühligste der ganzen Gesellschaft. Er spürt, daß die Situation hier nichts mit Mozart gemeinsam hat. Schon Adas aufreizende Stirnlocke ist ein fragender Protest gegen diese unsinnliche, ungreifbare Musik des Äthers. Außerdem kostet es nicht, an dem Radiokasten zu spielen, die Rokoko-Klänge empfehlen sich mit einem grellen Pfeifen, dann schmettert plötzlich ein Verdi-Tenor in den kleinen Raum und hinaus auf die Straße, feist, männlich, heroisch. Adas Gesicht belebt sich, sie kommt hervor und schaut einen Augenblick den Männern in die Karten, dabei setzt sie sich auf den freien Stuhl des Schnorrers. Nun steht der Musikfanatiker mit dem Hut wieder unbeachtet in der Stube herum und schielt mißtrauisch noch Adas Mann, sein geschnorrtes Glas Wein hat er längst ausgetrunken.

Der Verdi-Tenor schmettert, langsam schiebt sich der Schnorrer zur Tür, keiner beachtet ihn, er wird draußen auf der Straße noch eine Zeitlang der Musik zuhören. An seinen Beinen vorbei huscht die kleine graue Katze und verschwindet wie ein Schatten. Ada sitzt still und zufrieden auf ihrem Stuhl, wir wollen sie jetzt nicht stören, obwohl wir noch gern ein Glas trinken würden. Aber man kann auch im leeren Glas seine kleinen Gedanken weiterspinnen.




Bunte Chronik

Maikäfer im September!

Aus vielen Teilen unseres Landes kommen Nachrichten über eine zweite Blüte der Zier- und Obstbäume. Vielfach kann man beobachten, daß die Kastanien zum zweiten Male ihre leuchtenden Kerzen aufgesteckt haben, was besonders eigenartig wirkt, wenn an einem Ast gelbes Laub, Früchte und ein neuer Blütenstand gleichzeitig zu finden sind. Auch die Erdbeeren sollen in verschiedenen Gegenden neu angesetzt haben. Jetzt kommt aus Graz die Nachricht, daß ein Schüler einen munteren Maikäfer fand, der sich infolge der frühlingshaften Witterung ebenfalls zum zweiten Male herausgewagt hatte. Wird sich dieser vorwitzige Frühlingsbote lange halten können?

Kleines Abenteuer eines Goldgräbers.

Das Suchen nach Gold ist, wenn man etwas von dem gelben Metall findet, gewiß eine erfreuliche Beschäftigung, kann den sie Ausübenden aber gelegentlich auch in unangenehme Lagen bringen. Wie es beispielsweise vor einiger Zeit dem Goldgräber James Withers geschah, der das Mißgeschick hatte, im nordwestlichen Queensland in einen verlassenen Schacht zu stürzen. Fünf Meter tief saß der Verunglückte in seinem engen unterirdischen Gefängnis. Dazu hatte er seinen Rucksack, der seinen gesamten Proviant enthielt, kurz vor seinem Fall an einem zum Lagern ausersehenen Platze niedergesetzt und sah sich nun völlig ohne Lebensmittel. Zu seinem Glück wußte Withers sich aber eines Iguanas, eines eidechsenartigen Tieres, das schon vor ihm in den Schacht gefallen sein mochte, zu bemächtigen. Dies, in rohem Zustande verspeist, hielt den Goldsucher zusammen mit ein wenig Wasser aus seiner Feldflasche am Leben. Als man nach einigen Tagen nichts mehr von Withers hörte oder sah, beschlossen seine Bekannten den Vermißten mit Hilfe einiger Eingeborenen zu suchen. Nach vielen Bemühungen fand man den Verunglückten in seinem ungemütlichen Gefängnis.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.